

Gedichtinterpretation:

***Die heile Welt* von Werner Bergengrün**

Das von Werner Bergengrün zwischen 1940 und 1949 verfasste Gedicht „Die heile Welt“ beschreibt die Kreisläufe des Lebens, der Natur und ihrer vermeintlichen Unverwüstlichkeit.

Das Gedicht besteht aus fünf Strophen, mit jeweils 4 Versen, welche im Kreuzreimschema verfasst sind. Das Versmaß ist trochäisch. Es fragt sich, warum das Gedicht gerade in dieser furchtbaren Zeit während des Zweiten Weltkrieges und unmittelbar danach die heile Welt der Natur feiert.

Das lyrische Ich schildert in dem Gedicht die kontinuierlichen Vorgänge der Natur. Der ewige saisonale Kreislauf des Vergehens und Sich-Erneuerns hat etwas Beruhigendes und Sicheres an sich. Der Mensch, hier mit „Du“ als Leser angesprochen, wird als Bestandteil dieser Natur gesehen, die ihm seinen Lebenslauf und seine Stationen vorgibt, ihm, wie in Zeile 15-16 beschrieben, „Rast und Wanderbahn [ge]setzt“.

Die Natur gibt uns also eine Richtung und einen Weg im Kontinuum des Lebens. Diese Art der Fortdauer wird in Strophe drei deutlicher durch die Worte „ewig strenge Güte“.

Der Kreislauf des Lebens zieht sich wie ein roter Faden durch das Gedicht und zeigt, dass das Leben gütig ist, aber auch unabdingbar nimmt, durch Tod und Vergänglichkeit, welche nicht zu umgehen sind.

Das Gedicht beschreibt jedoch fast nur positive Beispiele für diesen Kreislauf, wie den Vogelzug von Nord nach Süd und umgekehrt und den Wechsel zwischen Frucht und Blüte.

Beide genannten Vorgänge dienen der Erhaltung des Lebens. Die Vögel fliegen um zu Überwintern, da sie in kälteren Regionen im Winter sterben würden, der Baum bildet Früchte, um seine Fortpflanzung zu sichern.

Diese Vorgänge sind zuverlässig und wiederholen sich alljährlich, sie bleiben bestehen. Das Gedicht suggeriert damit, dass die Natur und damit die Erde und der Mensch auf ihr letztlich unverwüstlich und unzerstörbar sind. Geschichtliche Ereignisse, wie der Zweite Weltkrieg, Schmerz und Nöte der Menschen, ritzen nur

„die Schale“ der Erde (vgl. Zeile 4), das tiefe Innere der Schöpfung (Strophe 2) aber bliebe heil.

Angesichts der Schrecken des Zweiten Weltkrieges wirkt das Gedicht stark verharmlosend. Die Folgen der durch Kriegshandlungen verursachten Tragödien werden deutlich herunter gespielt. Der Mensch hat ganze Landstriche verwüstet und unbewohnbar gemacht und ganze Völker ausgerottet und das lyrisch-Ich spricht nur von der Ritzung der Schale, denn niemand könne die Welt verwunden (vgl. Zeile 3-4). Dies soll sich der Mensch – so wohl die tröstliche Botschaft des Gedichts - immer vor Augen halten, z.B. in einer solchen Schmerzensstunde wie dem Krieg.

Das lyrische Ich argumentiert für mich sehr realitätsfremd und beschönigend, denn der Mensch zerstört die Erde, den einzigen für uns bestimmten Planeten, seine eigene Existenz und vergisst dabei, dass er selbst ein Teil dieser Natur ist. Diese für mich sehr zweifelhafte Argumentation passt nicht in die Zeit von Atombomben und Genozid aus den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts.

Das Gedicht ist ein typisches Beispiel für die so genannte Nachkriegslyrik in Deutschland bis weit in die 50er Jahre hinein, mit ihrer Tendenz zur Verdrängung und Verharmlosung. Naturgedichte bieten hier eine Möglichkeit, Zuflucht zum geschichtslosen, ewigen Kreislauf der Natur fern von den gesellschaftlichen Ereignissen zu nehmen. Man möchte die Schuld des Holocaust und des Krieges sowie das eigene Leid vergessen und wendet sich einer vermeintlich heilen Natur zu. Man könnte das Gedicht einerseits als eine verständliche Art von Trost ansehen, andererseits aber auch als eine Überspielung der furchtbaren Kriegereignisse, und genau deshalb ist der Autor auch zu kritisieren, in einer solchen Zeit eine so wegschauende Einstellung zum Ausdruck zu bringen.

Gemeinschaftsarbeit:

Max Braun, Ellen Martin und Joshua Buhl

Nellenburg-Gymnasium, Klasse 12, Oktober 2015